Joachim Gauck

Freiheit

Ein Plädoyer

Kösel

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Copyright © 2012 Kösel-Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlag: Weiss / Werkstatt / München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37032-0

www.koesel.de

Zum Geleit

Wer heute danach fragt, was unsere Gesellschaft ausmacht, was sie prägt und ihr Gestalt verleiht, wird auf diese drei Wesensmerkmale stoßen: Freiheit, Verantwortung und Toleranz. Inwiefern sie zugleich Grundlage einer globalen Leitkultur sein können, werde ich zu umreißen versuchen – will aber gleich vorab erklären: Ich bin weder ein Prophet noch ein Weisheitslehrer. Vielmehr werden Sie einen Zeitzeugen erwarten können und natürlich – auf eine ganz einfache Formel gebracht – einen Liebhaber der Freiheit.

Freiheit

Ich bin in diesem Land viel unterwegs, und nicht selten beschleicht mich dabei das Gefühl, einer gewissen Minderheit anzugehören. Nicht etwa, weil ich aus Mecklenburg komme. Das ist es nicht, was dieses Minderheitengefühl erzeugt. Es ist vielmehr meine tiefe Überzeugung, dass die Freiheit das Allerwichtigste im Zusammenleben ist und erst Freiheit unserer Gesellschaft Kultur, Substanz und Inhalt verleiht. Bei vielen Menschen aber, die mir im Land begegnen, vermute ich eine geheime Verfassung, deren virtueller Artikel 1 lautet: »Die Besitzstandswahrung ist unantastbar.« Ich habe nichts gegen Besitz, auch nichts gegen materielle Sicherheit. Das alles ist erfreulich, vor allem, wenn man darauf verzichten

musste wie meine Generation, die Krieg und Nachkriegszeit erlebt hat. Aber wie kommt es, dass wir Deutschen ein erkennbar anderes Verhältnis zum Grundprinzip der Freiheit haben als etwa die US-amerikanische Nation oder unser polnisches Nachbarvolk?

Eine historische Erklärung führt unsere Neigung, auf gutem Fuß mit unserer jeweiligen Obrigkeit zu stehen, auf den Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) zurück. Damals konnte eine ganze Generation Deutscher hingemordet und missachtet, geschändet, vertrieben und all ihrer Rechte beraubt werden. Nach dem Westfälischen Frieden hätten die Landesherren ihren Untertanen die lang entbehrte Sicherheit, Rechtssicherheit und Überlebenschance

garantiert – von daher rühre die tiefe Dankbarkeit der jeweiligen Obrigkeit gegenüber.

Ich kann und will diesen Erklärungsversuch nicht fachlich beurteilen, Tatsache ist jedenfalls, dass sich bei den Deutschen ein besonderes Verhältnis zur Freiheit entwickelt hat.

Heinrich Heine hat es einmal in ein Bonmot gefasst, das ich Ihnen nicht vorenthalten möchte. In seinen »Englischen Fragmenten« heißt es:

»Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib. Er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Notfall wie ein Mann zu verteidigen. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine erwählte Braut. Er

wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Beteuerungen. Er schlägt sich für sie auf Tod und Leben. Er begeht für sie tausenderlei Torheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine Großmutter.«

Ich kann nicht behaupten, dass mich Heines Worte getröstet hätten. Inzwischen weiß ich aber, dass er nur bedingt recht hatte. Denn der 17. Juni 1953 und das Jahr 1989 haben mich gelehrt, dass sich auch Deutsche für die Freiheit »schlagen« können.

So hat 1989 mein Leben in einer wunderbaren Weise verwandelt. Ich war plötzlich wieder in einer positiven Beziehung zu meiner Nation, weil die Menschen im Osten, die so lange ohnmächtig gelebt haben, die Freiheit

plötzlich liebten – nicht nur Minderheiten von Dissidenten, Widerständlern und Oppositionellen, nein, breite Schichten aus der Mitte einer Bevölkerung heraus, die viele lange Jahre ganz gut in einer unüberzeugten Minimalloyalität überwintern konnten.

Diktaturen können lange, sehr lange existieren. Es gibt schließlich bis in unsere Tage kommunistische Diktaturen wie in Kuba und Nordkorea oder despotische wie in Afrika und Vorderasien, weil die kritische Masse fehlt, die auf die Straße zieht und ganz selbstbewusst beansprucht, sie sei das Volk. Denn in der DDR hat sich nicht eine Implosion ereignet; die Entwicklung verdankt sich auch nicht nur dem guten Willen eines Herrn Gorbatschow.

Letztendlich sind es deutsche Bürgerinnen und Bürger gewesen, die auf den sächsischen Straßen eine Erkenntnis umgesetzt haben, die in Frankreich als kostbarstes Wort der Politikgeschichte längst in jedem Klassenzimmer hängen würde: »Wir sind das Volk!«

Dieser Satz hat uns gelehrt, dass wir, wenn wir unserer Sehnsucht glauben und ihr vertrauen, die Angst verlieren können. Eine Angst, die die willfährige Dienerin jeder Art von nicht legitimierter Herrschaft ist, die uns ohnmächtig macht, die uns bindet. In dem Augenblick aber, in dem wir unsere Angst als Angst benennen und Anpassung und Angst als Geschwisterkinder erkennen, sind wir möglicherweise bereit zu erproben: Können

wir auch ohne sie leben? In genau diesem Augenblick wachsen uns jene Kräfte zu, die eine ganze Gesellschaft verändern können.

Und so erlebten wir innerhalb eines Jahres zwei Gesichter von Freiheit: Jenes anarchische Antlitz, das Freiheit immer hat, wenn sie jung ist, das junge Leute begeistern kann und ältere zögern lässt. Es ist die Anarchie von Revolte, Aufstand und Aufruhr, die Bindungslosigkeit und Herrschaftsfreiheit sucht und mit großem Gestus und oft mit jeder Menge Übermut versucht, eine wunderbare Ungebundenheit ins Leben zu rufen.

Jeder von uns, ob politisch interessiert oder nicht, kennt wenigstens Anflüge davon. Denn wir alle sind nicht davor bewahrt worden,

durch eine Zeit zu gehen, die den Erwachsenen ein Gräuel ist: die Pubertät. Mit 14, 15 oder 16 Jahren ahnen und wollen wir, was Freiheit ist. Wir spüren die tiefe Sehnsucht danach, ungebunden zu sein, nicht kommandiert zu werden, selbst unsere Maßstäbe zu bestimmen und zu setzen: Ich möchte dann ins Bett gehen, wann ich es will; ich möchte diese Frau küssen und umarmen und heiraten, wann ich will; ich möchte den Beruf ergreifen, den ich will, und dazu Ja sagen, wozu ich Ja sagen möchte. Das sind in etwa die Fragen und Bedürfnisse, in denen der dringliche Wunsch von Jugendlichen nach Freiheit und Ungebundenheit zum Ausdruck kommt. Da ist sie, die junge Freiheit; sie ist Befreiung.

Wir spüren die tiefe Sehnsucht danach, ungebunden zu sein, nicht kommandiert zu werden, selbst unsere Maßstäbe zu bestimmen und zu setzen.

Ähnlich ungebärdig ist die junge Freiheit auch auf der politischen Ebene. So ist zum Beispiel die große Französische Revolution (1789–1799) nicht deshalb ins Leben getreten, weil es eine motivierende Revolutionstheorie gegeben hätte, die die Menschen auf die Straßen gebracht hätte. Vielmehr trieben hohe Steuern und eine Hungersnot die Menschen auf die politische Bühne. Erst danach entwickelte sich die »Lehre« von der Revolution, erst dann kamen die ideologischen Revolutionäre – und die Freiheit erhielt ein anderes Gesicht.

Friedrich Schiller, der die Anfänge dieser Revolution mit Sympathie verfolgt hatte, war über den anschließenden Terror zutiefst er-

schrocken. Uns allen klingen die Ausrufe des Schreckens in den Ohren, die Schiller über das »rohe gesetzlose Treiben« in seiner Ballade »Das Lied von der Glocke« ausstieß:

»Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift! ...
Da werden Weiber zu Hyänen,
Und treiben mit Entsetzen Scherz,
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz ...«

Ja, Schiller hat den Terror gesehen. Ob er sich über die französische Ehrenbürgerschaft ge-

freut hat, wissen wir nicht. Aber wir wissen, dass er die *Emancipation* des Menschengeschlechts für verfrüht hielt, weil die Subjekte noch nicht reif seien für eine vernunftgeleitete Gesellschaft. Vor der Fratze der ungezügelten Freiheit also hat Schiller sich gefürchtet – und die Freiheit einer humanisierten Gesellschaft trotzdem lieb behalten.

Auch wir schauen uns nach einer Variante von Freiheit um, die man nicht fürchten muss, weil sie anarchisch ist, die nur die Ungebundenheit, den Aufruhr, nur die Freiheit *von* etwas kennt. Auch wir haben den Hang zu einer Freiheit, in der wir, wie es uns die Philosophen und Ethiker gelehrt haben, frei sind *für* etwas und *zu* etwas. Das habe natürlich nicht *ich* er-

funden, sondern schon als Student etwa von Kant gelernt und von Eltern und Kirche vermittelt bekommen. Wie schwierig es aber ist, diese Erkenntnis ins Leben zu rufen, habe ich erst viel später begriffen.

Ich möchte das mit einem Blick auf das Jahr 1989 erläutern: Wie einfach war es und wie verbunden waren wir alle miteinander, als wir ablehnten, was uns klein machte und uns zu nutzlosem Beiwerk des Staates erklärte. Die DDR-Regierung nannte uns zwar »Bürger«. Und »Bürger, weisen Sie sich aus!«, sagte der Volkspolizist, wenn er junge Menschen auf der Straße anhielt – das passierte nicht eben selten – und sie brav und gehorsam ihre Personalausweise herausziehen mussten, um

Bürger sind Menschen, die Bürgerrechte haben und diese auch ausüben können.

nachzuweisen, dass sie eben diejenigen seien, die dort bezeichnet waren.

Sie nannten uns also Bürger. Dabei wussten wir, gelehrt von der europäischen Aufklärung und einigen Staaten, in denen Demokratie schon zu Hause war, dass Bürger diejenigen Menschen sind, die Bürgerrechte haben und diese auch ausüben können. Wir, die wir diese Bürgerrechte nicht hatten, waren zwar auch wertvoll und hatten auch unsere Würde – aber Bürger waren wir nicht.

Ich habe mich in einer bestimmten Etappe meiner DDR-Existenz daher daran gewöhnt, die DDR-Bürger als »DDR-Bewohner« zu bezeichnen. Bis mir auffiel, dass auch dies ein Euphemismus ist. Denn Bewohner eines Hau-

ses können das Gebäude auf- und zuschließen, sie können hinein- und hinausgehen. Wir konnten das alles nicht. Ich suchte umso dringlicher nach einem adäquaten Wort und kam schließlich darauf, dass wir »Insassen« seien: festgehalten und eingeschlossen wie die Insassen eines Pflegeheimes, einer Krankenanstalt, einer geschlossenen Station, eines Gefängnisses.

Und weil ich diese Vorstellung so bedrückend, beklemmend und entwürdigend fand, rettete ich mich, wie viele andere Menschen, wenn sie Bücher schreiben oder lesen, aus der Wirklichkeit in die Gedankenwelt.

Die Freiheit war nicht dort, wo ich lebte. Die Freiheit war in meinen Sehnsüchten, in mei-

nen Gedanken. Hier wurde sie stark. Und wie viele Deutsche vor mir tröstete ich mich mit dem alten Volkslied:

»Die Gedanken sind frei,
wer kann sie erraten?
Sie fliehen vorbei
wie nächtliche Schatten.
Kein Mensch kann sie wissen,
kein Jäger erschießen
mit Pulver und Blei:
Die Gedanken sind frei!«

Das ist es, was der Deutsche glauben kann: »Die da« mögen uns unterdrücken, aber *in* mir gibt es ein Reich der Freiheit. Diese Vor-

stellung wärmte uns eine Zeit lang, machte uns aber politisch nicht satt.

Und so war das Besondere eigentlich die zweite Etappe nach 1989, als die Freiheit gekommen war und die Frage entstand: Und du, wozu bist du imstande, wofür willst du dich einsetzen? Wie willst du Freiheit gestalten?

Verantwortung

Ein Jahr etwa nach der friedlichen Revolution kam ich einmal wieder in meine Heimatstadt Rostock. Ich war zu dieser Zeit schon nicht mehr Pfarrer, sondern im politischen Raum tätig. Da kam ein ehemaliger Amtsbruder und beklagte sich: »Du glaubst nicht, wer jetzt alles in die Ämter drängelt. Also erstens die alten Genossen und zweitens die Katholiken.« Gegen die Katholiken habe er zwar nichts, nur hätten sie früher ein bisschen deutlicher aufbegehren können. Und die alten Genossen, die seien, wie sie gewesen waren. Er empfand Widerwillen gegen die neue Situation. Doch ich zeigte kein Verständnis, fragte vielmehr: »Lieber Freund, hast du denn selbst den Finger gehoben, als es um die Ämter ging, auf

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Joachim Gauck

Freiheit
Ein Plädoyer

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 64 Seiten, 10,0 x 15,5 cm
ISBN: 978-3-466-37032-0

Kösel

Erscheinungstermin: Februar 2012

Joachim Gauck genießt in Deutschland höchstes Ansehen. Der Politiker und Bürgerrechtler äußert sich leidenschaftlich zu seinem großen Lebensthema: Freiheit. Er weiß, wie Menschen unter Diktatur und Unterdrückung leiden. Er hat aber auch erlebt, wie ein Volk aufbegehrt und sich die Freiheit erobert.

Konzentriert und dicht hat Gauck seine Gedanken zu Freiheit und Demokratie, zu Menschenrechten und Toleranz zusammengefasst. Er spricht über die faszinierenden Möglichkeiten, die sich unserer Gesellschaft und jedem Einzelnen eröffnen, wenn wir die Freiheit zu nutzen wissen. Und über die Notwendigkeit, diese Chancen jetzt zu ergreifen.

Eine präzise und kritische Zeitanalyse, eine gesellschaftspolitische Agenda, deren Kernsatz lautet: »Wenn wir Freiheit gestalten wollen, gibt es nicht allzu viele Varianten. Ich jedenfalls kenne keine, die der westlichen Variante von Eigenverantwortung vorzuziehen wäre.«